

THORSTEN FALKE

DAS JAHR DER ZWEI WELTEN

© 2010 Thorsten Falke

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Umschlaggestaltung: Thorsten Falke

Gesetzt aus Usherwood und Justlethand

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-839-11128-4

Die ganze Nacht über verfolgte mich ein wild herumschreiender Mann; sein irrer Blick ähnelte dem von Jack Nicholson in *Shining*. Der Mann in meinem Traum versuchte nach einem Buch zu greifen, das ich unter dem Arm hielt. Ich rannte und rannte, kam aber nicht von der Stelle; mein Verfolger allerdings auch nicht.

Ich wachte schweißgebadet auf und verbrachte den Vormittag damit, die Buchhandlungen in meiner Umgebung abzuklappern, auf der Suche nach einem Exemplar von *Das Glück hinter der Maske*. Leider war das Buch nirgends vorrätig. Bestellen wollten es mir alle Buchhändler, doch ich lehnte dankend ab und gab vor, es noch am selben Tag verschenken zu müssen: »Ich habe den Geburtstag glatt vergessen – na ja, Sie wissen ja, wie das ist.«

Meine letzte Hoffnung war die große traditionsreiche Buchhandlung Kiepert am Ernst-Reuter-Platz: Dort musste Guinness' Buch doch auf irgendeiner Etage irgendwo im Regal stehen.

»*Das Glück hinter der Maske*? Ja, das müssten wir da haben. Kommen Sie bitte mit.« Die Verkäuferin führte mich zu einer hohen Re-

galwand, in der von oben bis unten nur Biografien standen. »Hier ist es. Sie haben Glück: unser letztes Exemplar.«

Ich ging zur Kasse und legte das Buch auf den Tresen. In Gedanken sah ich mich bereits das Autogramm in das Buch kritzeln; als Vorlage hatte ich eine Fotokopie von der Originalseite dabei.

»Mario?«

Ich blickte überrascht auf.

»Mario – so heißt du doch, oder?«, hakte das Mädchen an der Kasse nach. »Erinnerst du dich? Letzte Woche, im Cinema ...«

»Ja, natürlich«, stammelte ich. »Arbeitest du hier?« Blöde Frage, dachte ich im selben Augenblick.

»Das macht neunzehn achtzig«, erwiderte sie und kicherte in sich hinein.

Meine Hände zitterten, als ich das Portmonee aus der Hosentasche zog und einen Zwanzig-Mark-Schein auf den Tresen legte.

»Mario – ein schöner Name«, sagte sie und legte das Geld in ihre Kasse. »Es gibt da doch einen Schauspieler, der so heißt: Mario ... Mario ... hilf mir doch mal!«

»Adorf?«

Sie gab mir zwanzig Pfennig zurück. »Mario Adorf. Genau!«

Ich schüttelte den Kopf. »An den haben meine Eltern nicht gedacht.«

»An wen dann?«, fragte sie und blickte auf den Bon, den die Kasse gerade ausspuckte.

»An Bonsels.«

Sie drückte mir die Quittung in die Hand. »Bon ... was?«

»Bonsels. Waldemar Bonsels.«

»Waldemar Bonsels? Ist das nicht der, der *Die Biene Maja* geschrieben hat?«

»Ja, genau.«

Sie stutzte einen Augenblick. »Und darin heißt eine der Figuren Mario?«

»Das habe ich nicht gesagt«, erwiderte ich.

»Aha. Und was soll das hier jetzt werden? Eine Rätselstunde?« Sie ließ mich spüren, dass ich ihre Geduld arg strapazierte.

Ich überlegte, wie ich ihr Interesse wachhalten konnte: Indem ich sie weiter im Unklaren ließ und dadurch neugierig machte? Oder sollte ich ihr lieber gleich erzählen, dass Waldemar Bonsels auch einen Roman mit dem Titel *Mario* geschrieben hat? Ich entschied mich für die erste Variante und antwortete: »Du sitzt doch hier an der Quelle.«

Sie sah mir nur kurz in die Augen und senkte dann kopfschüttelnd den Blick.

Hinter mir wartete eine Frau, die drei Bücher in der Hand hielt. Ich trat einen Schritt von der Kasse zurück. »Ich muss jetzt los. Sehen wir uns mal wieder im Cinema?«

»Kann schon sein«, antwortete sie, während sie die Kundin bediente.

»Ach übrigens: Wie heißt du eigentlich?«, fragte ich zögernd.

»Na, rate doch mal.«

»Ach komm, das ist nicht fair. *Du* hast doch schließlich eine reelle Chance!«

Genervt warf sie mir einen Seitenblick zu. »Silke.«

Die unverhoffte Begegnung mit Silke hatte mich fast vergessen lassen, dass noch ein ungelöstes Problem auf mich wartete: Ich wusste nicht, ob mein Plan aufgehen würde, ob ich das Autogramm überzeugend genug würde kopieren können. Ich wusste nicht einmal, ob dieser merkwürdige Typ die Verabredung mit mir überhaupt ernst gemeint hatte, oder ob er mir einfach nur Angst hatte einjagen wollen – wenn ja, dann war ihm das gelungen.

Jennys Stand war noch dunkel. Ich rannte hinaus in den Vorführraum. Hastig zog ich das neue Buch aus meiner Tasche und suchte die Seite, auf der sich in meinem alten Exemplar das Autogramm befand, legte das Buch aufgeschlagen auf die Milchglasplatte, die im Umrolltisch eingelassen war, und schaltete das Licht darunter

ein. Dann schob ich die Fotokopie des Autogramms unter die Seite und bog den vorderen Buchdeckel so weit wie möglich nach hinten.

Meine Hände schwitzten. Buchstabe für Buchstabe, Häkchen für Häkchen, Punkt für Punkt versuchte ich, Alec Guinness' Worte so genau wie möglich zu kopieren; der Schriftzug musste vor allem schwungvoll aussehen, das war wichtiger als die exakte Größe jedes einzelnen Buchstabens.

Nach etwa zwanzig Minuten legte ich das Original daneben und betrachtete mein Werk. Zufrieden stellte ich fest, dass an mir ein recht guter Fälscher verloren gegangen war. Das neue Exemplar sollte aber auch gelesen aussehen, also tauschte ich zum Schluss noch den Schutzumschlag gegen meinen alten aus, der schon etwas abgegriffen wirkte.

Jenny bemerkte, wie nervös ich war, als ich zur Einlasskontrolle herunterkam. »Wenn überhaupt, dann kommt er bestimmt erst, wenn der Hauptfilm schon läuft«, versuchte sie mich zu beruhigen.

Ich nickte nur. Ja, Jenny, *wenn überhaupt* – genau das war es, was mir zu schaffen machte. Denn im Grunde konnte dieser Typ zu jeder beliebigen Zeit auftauchen – wenn nicht heute, dann eben an einem anderen Tag. Ich könnte dann zwar behaupten, ich hätte das Buch wieder mit nach Hause genommen, weil er nicht wie verabredet erschienen war, doch damit würde das Spiel nur wieder von Neuem beginnen. Deshalb wünschte ich mir, er würde kommen, mir die Fälschung aus der Hand reißen und für immer damit verschwinden. Sollte es ihm tatsächlich nur um das Autogramm gehen, wäre das durchaus ein mögliches Szenario. Natürlich müsste ich in diesem Fall so tun, als überließe ich ihm das Buch nur widerwillig, nur um des lieben Friedens willen – diese Rolle zu spielen, traute ich mir durchaus zu.

Leider kam alles anders: Die Automatik startete das Vorprogramm der 18-Uhr-Vorstellung, ohne dass sich der Fremde hatte blicken lassen. Ich zählte rund zwanzig Besucher; oft waren es um diese

Zeit schon doppelt so viele. Der Theaterleiter hatte es deshalb wieder mir überlassen, die Karten abzureißen. Er entschied von Woche zu Woche, ob er die Einlasskontrolle der zweiten Vorstellung selbst übernahm – je nachdem, ob der Film am Wochenende gut besucht war oder nicht.

Jenny versuchte weiter, mich aufzumuntern: »Denk nicht mehr an den Kerl, der hat sich wahrscheinlich längst ein neues Opfer gesucht.«

»Schön wär's«, erwiderte ich.

»Was beunruhigt dich denn so?«

»Dass er meinen Namen kennt. Woher, frage ich dich – woher?«

Jenny überlegte. »Hast du dich vielleicht vor dem Hotel mit irgendjemandem unterhalten? Ein Gespräch, das er mithören konnte, meine ich.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Na ja, ich habe da mit so 'n paar Kinofans gesprochen, aber ... nein, meinen Namen habe ich nie genannt. Ganz bestimmt nicht.«

Jenny zuckte mit den Achseln. »Ich würde dir ja gern helfen, aber ...«

Hinter mir ertönte die Musik des letzten Werbefilms. »Vergiss es, das ist mein Problem«, erwiderte ich. »Schaffst du den Rest allein?«

Nach Feierabend schlenderte ich den nächtlichen Kurfürstendamm entlang, vorbei an der hell erleuchteten Fassade der Filmbühne Wien. Ich konnte mich noch gut daran erinnern, dass ich als Kind hier mit meinem Vater Hans Dominicks berühmten Dokumentarfilm *Panamericana - Traumstraße der Welt* gesehen hatte, der über Jahre hinweg jeden Sonntag zur Matinee auf dem Programm stand. Inzwischen war das einstmals repräsentative Filmtheater zu einem hässlichen Kinocenter verkommen: Aus dem großzügigen, stuckverzierten Foyer mit den eleganten Holzschwingtüren war das Kino 2 entstanden, und selbst Abstellräume, die Bühne

des großen Saals und das Büro des Theaterleiters waren Ende der Siebzigerjahre zu Schachtelkinos umgebaut worden.

Noch heute ein prächtiges Haus war dagegen der kurz vor dem Breitscheidplatz gelegene Gloria-Palast, dessen Betreiber sich mit nur einem kleineren Kino im Kellergeschoss zufriedengab. In den großen Saal gelangte man über eine breite, sich in die erste Etage hinaufwindende Treppe. Das Kino wirkte insgesamt moderner als die 1913 errichtete Filmbühne Wien, weil das Gebäude aus den Vierzigerjahren stammte; der ursprüngliche Gloria-Palast war im Zweiten Weltkrieg zerstört worden.

Ich wollte gerade die Stufen zur U-Bahn hinuntergehen, als ich eine Hand auf meiner Schulter spürte.

»Hallo, Mario. Sorry, ich habe es heute nicht geschafft zu unserer Verabredung – aber du hast doch das Buch jetzt sicher bei dir, oder?«

Starr vor Schreck stotterte ich: »Ja ... nein ...«

»Na, was denn nun? Ja oder nein?«

Natürlich hatte ich mein Original dabei, denn ich wollte es wieder mit nach Hause nehmen; das für ihn bestimmte Zweitexemplar lag allerdings noch im Vorführraum. »Nein«, antwortete ich und versuchte, so selbstsicher wie möglich zu klingen. »Ich hab's im Kino gelassen, weil ich dachte, du kommst vielleicht diese Woche doch noch irgendwann vorbei.«

Er sah mich skeptisch an. »Und das soll ich dir glauben?«

»Glaub doch, was du willst!«, schrie ich ihn an. Ich rannte die Treppe hinunter und dann den Tunnel entlang Richtung Bahnsteig; im Laufen hörte ich, wie gerade ein Zug einfuhr.

Der Fremde hatte mich schnell eingeholt und packte mich am Arm. »He, he, nicht so eilig!«

»Lass mich gefälligst in Ruhe!«, rief ich so laut, dass mich alle Fahrgäste hören konnten, die an uns vorbei auf den Ausgang zuströmten.

Er blickte sich nervös um und ließ mich los. »Ganz ruhig, okay? Was regst du dich so auf? Wir hatten doch ausgemacht, dass du



mir das Autogramm zeigst – weiter will ich doch gar nichts von dir.«

Mir war klar, dass ich gegen ihn keine Chance hatte: Er war größer und kräftiger als ich, und selbst wenn ich ihm jetzt entkommen sollte, würde er wahrscheinlich irgendwann an einer anderen Straßenecke auf mich warten. Ich verfluchte mich selbst dafür, dass ich nicht beide Exemplare eingesteckt hatte. Widerwillig griff ich nach dem Buch in meiner Tasche und gab es ihm.

»Na also, es geht doch.« Er suchte die Seite mit dem Autogramm und las die Worte vor: »*Good wishes, Alec Guinness.*« Dann schlug er das Buch wieder zu und betrachtete den Schutzumschlag. »Hast du es gelesen? Nein, wahrscheinlich nicht.« Er grinste mich spitzbübisch an. »Du hast es nur gekauft, um es unterschreiben zu lassen, hab ich recht?«

Ich spielte den Beleidigten: »Natürlich habe ich es gelesen.«

»Ach ja? Komisch, dass der Umschlag dann so neu aussieht.«

Mir wurde heiß. Ich musste ihn unbedingt davon abhalten, den Schutzumschlag abzunehmen, denn der Einband darunter sah schon ziemlich fleckig aus. »Ich gehe eben sorgsam mit meinen Büchern um«, entgegnete ich.

Er lachte laut auf und drückte mir das Buch wieder in die Hand.

Ich zögerte einen Augenblick, ließ es dann aber in meine Tasche zurückgleiten. Sollte das wirklich alles gewesen sein? Wenn ja, konnte ich unbesorgt einen freundschaftlicheren Ton anschlagen: »Entschuldige, du nennst mich immer beim Namen – aber wie heißt du eigentlich?«

Statt zu antworten, setzte er eine finstere Miene auf. »Mein Name ist für meine Freunde da ...«

Ich kannte diesen Satz: Der Dialog zwischen Peter O'Toole und Omar Sharif in *Lawrence von Arabien* war mir unvergesslich. In diesem Film hatte Alec Guinness Fürst Feisal gespielt – der Typ schien ihn also tatsächlich in der einen oder anderen Rolle gesehen zu haben.

»... unter meinen Freunden ist kein Lügner!«, fuhr er fort.

Ich versuchte, mir meine aufsteigende Angst nicht anmerken zu lassen. »Jetzt zitierst du aber falsch. Es muss heißen: Unter meinen Freunden ist kein Mörder!«, korrigierte ich ihn.

»So, so«, erwiderte er. »Du hältst dich wohl für besonders schlau, was?« Er deutete auf meine Tasche: »Das da, das hast du heute erst gekauft. Wie kommt da das Autogramm rein, hm? Weißt du, was du bist? Ein gemeiner Betrüger!«

Ich starrte ihn fassungslos an. Jetzt war ich absolut sicher: Er wusste genau, wo ich wohnte. Entweder hatte er meine morgendliche Odyssee durch die Buchhandlungen beobachtet, oder er war mir mittags in die U-Bahn und dann bis zu Kiepert gefolgt. Vielleicht hatte er ja vorgehabt, mir das Buch schon auf dem Weg zum Kino abzugeben. Wie auch immer – insgeheim jubelte ich, denn der Kerl hielt offenbar mein Original für eine Fälschung. Mit gesenktem Blick spielte ich den Ertappten: »Du hast recht, ja! Tut mir leid.«

»Okay, dann haben wir das also geklärt. Los, komm.«

»Wie? Wohin denn?«

»Zurück ins Cinema, was dachtest du denn? Ich will das Original sehen!«

Ich schluckte. Wenn er mich den Vormittag über beobachtet hatte, dann dürfte er sich auch abends in meiner Nähe herumgetrieben haben und wissen, dass ich es war, der die Eingangstür abgeschlossen hatte; zu behaupten, ich hätte keinen Schlüssel, würde mir also nicht weiterhelfen. »Kannst du nicht einfach morgen noch mal vorbeischaun? Ich bin todmüde.«

»Nein! Wir waren für heute verabredet.«

»Ja, aber für heute Nachmittag. Und du bist nicht gekommen.«

»Tja, warum wohl? Weil ich geahnt habe, was du mir da unterjubeln wolltest!«

»Die Tür ist alarmgesichert«, flunkerte ich. »Der Wachschutz würde sofort hellhörig werden, wenn ich um diese Zeit noch mal aufschließe.«

»Sieh mal da drüben. Das sieht gar nicht gut aus!« Ich zeigte auf die bedrohlich dunklen Wolken, die von Nordwesten herankrochen und ganz allmählich den Himmel über dem Teufelssee verdunkelten.

Silke blickte nach oben. »Ach, lass doch die Wolken. Es wird schon nicht gleich regnen«, erwiderte sie sorglos.

Wir schwammen in respektvoller Entfernung am »wildem« Ufer des Sees entlang. Ein Graureiher verfolgte von hoch oben aus ei-

nem Baumwipfel, wie wir unsere Bahn zogen. Silke war sicher, dass es sich um denselben Vogel handelte, den wir schon einmal beobachtet hatten: »Das ist hier sein Revier, wetten? Wir werden ihn bestimmt noch öfter sehen.«

Ich nickte ihr nur zu, denn angesichts dessen, was sich über uns zusammenbraute, konnte ich nicht das mindeste Interesse für das Revierverhalten eines Graureihers aufbringen. Schon die Wetterprognose für dieses Wochenende hatte mich das Schlimmste befürchten lassen: Das Hoch, dem wir eine sehr sonnige Woche zu verdanken hatten, sollte von einem heranziehenden Tief verdrängt werden; wolkenreiches, regnerisches Wetter war also angesagt, wenn auch erst ab Samstagnachmittag.

Wie das Wetter an den Nachmittagen wurde, interessierte mich normalerweise überhaupt nicht, da ich diese Zeit des Tages ohnehin im Vorführraum verbrachte. Doch ein verregneter Samstagnachmittag bedeutete leider allzu oft auch einen verregneten – oder zumindest wolkenverhangenen – Sonntagvormittag. Silke hatte zwar für unsere gemeinsamen Spaziergänge das Motto »bei Wind und Wetter« ausgegeben – für unseren sonntäglichen Badetreff aber galt das verständlicherweise nicht. Wir hatten daher beschlossen, unser Programm umzustellen und am Samstag die vermeintlich noch sonnigen Vormittagsstunden zum Baden zu nutzen.

Mit großem Unbehagen beobachtete ich, wie sich die Liegewiese allmählich leerte, während Silke und ich noch immer im Wasser herumplanschten. Die wenigen Sonnenanbeter, die morgens überhaupt gekommen waren – vermutlich ebenso unerschütterliche Naturfreunde wie wir, oder besser gesagt: wie Silke –, packten einer nach dem anderen ihre Sachen zusammen und machten sich wieder auf den Heimweg.

Ich warf Silke einen besorgten Blick zu.

»Guck doch nicht so ängstlich«, erwiderte sie, »vom Regen wirst du auch nicht nasser, als du jetzt schon bist.«

»Das stimmt. Aber unsere Sachen könnten nass werden – und unsere Handtücher!«

Silke verdrehte nur die Augen.

Nachdem wir unsere Runde am Seeufer entlang geschafft hatten, hörten wir hinter uns ein eigenartiges Rauschen: Es klang, als fegte in der Ferne ein heftiger Wind durch die Baumkronen. Das Rauschen kam näher, es wurde lauter und lauter – doch die Blätter der Bäume am Ufer rührten sich nicht. Stattdessen sahen wir eine Regenfront heranziehen, einen gigantischen, halbdurchsichtigen Vorhang, unter dessen Saum sich die Wasseroberfläche kräuselte. Der Regen hatte bereits die Hälfte des Sees aufgewühlt, und wenige Sekunden später spürte ich die ersten Tropfen auf meiner Haut: Sie fühlten sich an wie zarte Nadelstiche, und ich beobachtete, wie die Tropfen rings um mich herum aus der Mitte der zahlreichen kleinen Kreiswellen emporhüpften, die sie beim Auftreffen auf das Wasser selbst erzeugten.

Wir standen noch bis zum Bauch im Wasser, und Silke riss ihre Arme hoch. Sie schloss die Augen und ließ genüsslich den Regen an ihrem Körper herunterrinnen.

Einen Moment lang dachte ich daran, was für ein wunderschönes Motiv sie gerade abgab; wenn ich im Trockenen gesessen und meinen Zeichenblock zur Hand gehabt hätte, wäre ich ganz sicher versucht gewesen, sie genau in dieser Haltung zu zeichnen. So aber konnte ich nur zusehen, wie der Regen sich einen Weg an ihren Armen hinab und über ihre Brüste hinweg suchte, um sich schließlich auf Höhe ihres Bauchnabels im dunklen Grau des Seewassers zu verlieren.

Silke blinzelte mich aus feuchten Augen an und merkte, dass ich sie nur anstarrte, statt die Begeisterung für das Naturereignis zu teilen, das dieser warme Sommerregen in ihren Augen darstellte. »Was ist?«, fragte sie missmutig.

»Hast du schon mal daran gedacht, womit wir uns nachher abtrocknen und was wir anziehen, wenn das hier vorüber ist?«

Sie schüttelte fassungslos den Kopf. »Nein, Mario, daran habe ich noch nicht gedacht. Und soll ich dir noch was sagen? Das ist mir im Moment scheißegal!« Sie ließ sich auf die Wasseroberfläche fallen und schwamm auf dem Rücken liegend ein paar Stöße, während ihr der Regen auf den Bauch prasselte. »Aber falls du glaubst, dein Handtuch ist nachher trockener, wenn du jetzt noch schnell rausrennst und es unter einen Baum legst, dann geh doch«, rief sie.

»Dafür ist es jetzt wohl zu spät«, erwiderte ich und folgte ihr. »Wir hätten viel eher rausgehen sollen. Ist dir schon aufgefallen, dass wir hier inzwischen die Einzigen sind?«

Sie hielt an und setzte ihre Füße wieder auf den Boden. »Ja, natürlich. Und? Ist das nicht herrlich, dass wir heute den ganzen See für uns allein haben?«

Ich schwamm dicht an sie heran und legte meine Hände an ihre Taille. »Einerseits schon – ja. Aber andererseits ...«

»Du immer mit deinem Wenn und Aber!«

»Tut mir leid, ich ...«

»Und dann glaubst du auch noch, dich für jeden Gedanken entschuldigen zu müssen!«

Ich senkte den Blick und schwieg.

»Du musst dich nicht dafür entschuldigen, dass du anderer Meinung bist als ich, Mario. Vor allem nicht, wenn ... wenn du ja eigentlich recht hast.«

»Wie war das?« Ich blickte erstaunt auf.

»Ja – ich geb's ja zu«, erwiderte Silke kleinlaut, »das wird nachher eine ziemlich feuchte Angelegenheit, wenn wir zur S-Bahn zurücklaufen. Aber trotzdem möchte ich das hier jetzt nicht missen, verstehst du?« Sie streckte noch einmal ihre Arme in die Höhe und lächelte mich an.

Ganz langsam ließ ich meine Hände seitlich an ihrem schlanken, zarten Körper entlanggleiten; das Wasser floss bedeutend schneller an ihr herunter, und ich fragte mich, was sie wohl als angenehmer empfand.